

# Kriegstüchtigkeit

## Über die gefährliche Konjunktur eines Begriffs



Foto: Debora Mittelstaedt

Dr. Harald Welzer ist Direktor von Futurzwei - Stiftung Zukunftsfähigkeit und Professor für Transformationsdesign an der Universität Flensburg

**D**er Duden definiert »Kriegstüchtigkeit« etwas tautologisch als »gut gerüstet für den Krieg«. Neu ist der Begriff, auch wenn er im deutschen Sprachraum lange nicht zu hören war, nicht. Er taucht im 19. Jahrhundert etwa im Wörterbuch der Grimms auf, dort ist die Rede davon, dass der Adel stolz auf seine »Kriegstüchtigkeit« sei. Aber wesentlich blieb er bis vor kurzem ein Begriff, der nur militärintern verwendet wurde. Bis zum Ende des zweiten Weltkriegs implizierte er sowohl Verteidigungs- als auch Angriffsfähigkeit, nach Gründung der Bundeswehr verlor er diesen Doppelcharakter und meinte nunmehr die Fähigkeit, auf einen Angriff reagieren und einen damit ausgelösten Krieg auch gewinnen zu können (»Kriegstüchtigkeit und Siegfähigkeit«). Erst mit der Entwicklung des Kriegs gegen die Ukraine ist er vom innermilitärischen Diskurs in den politischen und gesellschaftlichen eingewandert. Ich habe ihn zum ersten Mal vom Potsdamer Militärhistoriker Sönke Neitzel gehört; der hat ihn auch gesprächsweise in einem ZDF-Beitrag verwendet, auf den der Verteidigungsminister Pistorius in »Berlin direkt« am 29.10.2023 Bezug genommen und ihn dann selbst verwendet hat: »Wir müssen kriegstüchtig werden. Wir müssen wehrhaft sein und die Bun-

deswehr und die Gesellschaft dafür aufstellen.« Damit war der Begriff in der zivilen Welt.

Die deutsche Gesellschaft wird seither auf ganz erstaunliche Weise auf die Herstellung von »Kriegstüchtigkeit« eingeschworen. Während es bei der Bundeswehr mit dem Verbrauch des »Sondervermögens« eher stockend voranzugehen scheint und bislang weder die Finanzierung der »Litauen-Brigade« noch die des 2-Prozent-Anteils vom BIP für die Verteidigung langfristig gesichert ist, folgte vor allem in den Leitmedien und in den Ministerien und Verbänden gleich mal eine Art Ideenwettbewerb, wie die Gesellschaft am besten und schnellsten »kriegstüchtig« werden könne. Die Wiedereinführung der vom hochstaplerischen Ex-Verteidigungsminister Guttenberg kurzerhand suspendierten Wehrpflicht wird seither intensiv in unterschiedlichen Varianten diskutiert, die ansonsten eher nicht rührige Bildungsministerin warb für den Besuch von Offizieren in den Schulen, damit auch die Kinder und Jugendlichen sich mental auf den Kriegsfall vorbereiten können, flugs wurde ein »Veteranentag« eingeführt, ohne recht erklären zu können, welche Veteranen auf selbigem geehrt werden sollten und welche nicht (für Bundespoli-

zei, Polizei und Technisches Hilfswerk gilt er seltsamerweise nicht). Das ZDF-Kinderprogramm »logo« zeigte einen mehr als dümmlichen Werbespot für die Lieferung von »Taurus«-Marschflugkörpern, die Frage des Zivilschutzes wurde plötzlich intensiv erörtert und auch der Städte- und Gemeindebund registrierte umgehend große Defizite in Sachen Bunker und Sirenen. Spitzenpolitiker ließen sich strahlend beim Spatenstich für neue Munitionsfabriken fotografieren. Und plötzlich war auch Raum für die Forderung von prominenter Seite, Deutschland müsse selbstverständlich über eine nukleare Option nachdenken.

Irgendwie wirkte all das so, als wäre – ähnlich wie nach der empirisch wenig belastbaren »Zeitenwende«-Rede des Bundeskanzlers am 27.2.2022 – eine Parole ausgegeben worden, und alle, die sich für gesellschaftlich relevant halten, hoben ihren Finger, um deutlich zu machen, dass sie die Zeichen der Zeit besonders gut verstanden hatten: »Herr Lehrer, Herr Lehrer, ich weiß was...«. Besonders bedenklich mutet solch infantiles Gehabe dann an, wenn zugleich ein ernsthafter Diskurs über die Zukunft des Krieges (oder besser: der Kriege) überhaupt nicht stattfindet, genau so wenig die politische Erörterung von denkbaren Szenarien in mittlerer Sicht noch auch die einer europäischen Verteidigungsstrategie. Von den Umrissen einer künftigen Friedensordnung ganz abgesehen. Das ganze Land, die Qualitätsmedien vorneweg, zeigten sich von der Sinnhaftigkeit der dringlichen Herstellung einer »Kriegstüchtigkeit« ganz und gar überzeugt.

#### Grenzen der Kriegstüchtigkeit

Dabei ist ja evident und durch Aussagen der Bundeswehrführung vielfältig belegt, dass gegenwärtig noch nicht einmal von einer hinreichenden Verteidigungsfähigkeit des Landes die Rede sein kann – das Wort vom Inspekteur des Heeres, General Mais, dass die Bundeswehr »blank« sei und das Land sich nach anderen Einschätzungen gerade mal zwei Tage verteidigen könne, hallt seit Beginn des Kriegs gegen die Ukraine laut nach. Und das unerklärlich desolante politische Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich lässt weder die Entwicklung einer gemeinsamen Verteidigungsmacht noch die einer europäischen Nuklearstrategie absehbar realistisch erscheinen, so dass empirisch die Frage naheliegender scheint, wie denn die offenbar so zweifelsfrei erforderliche scheinende »Kriegstüchtigkeit« wohl hergestellt werden könne.

Ein wahlverwandter Illusionismus lässt sich dort beobachten, wo in Politik und Leitmedien erstens nie die Frage gestellt wird, was eigentlich die Situation ist, vor der man stehen wird, wenn die Ukraine den Krieg verliert. Sowenig je ein Kriegsziel der Verbündeten artikuliert wird, sowenig wird außer der Verlautbarung, dass die Ukraine eben

nicht verlieren dürfe, jemals öffentlich etwas zu Szenarien des Nachkriegs gesagt. Nicht nur, dass so etwas lediglich unverhülltes Wunschdenken zum Ausdruck bringt, ist es auch strategisch unverständlich: Ohne Kriegsziel kann man nun mal nicht erfolgreich Krieg führen. Und der übliche Hinweis, das entscheide allein die Ukraine, ist insuffizient, wenn nicht zynisch. Zweitens gibt es auch keine politische Debatte darüber, wie Europa sich im Fall eines nochmaligen Sieges von Donald Trump bei den Präsidentschaftswahlen im November »aufstellen« will. Ein Szenario, in dem die Ukraine den Krieg verliert und der wichtigste NATO-Partner sich zurückzieht, mag man sich nicht vorstellen, es ist aber möglicherweise nur kurze Zeit entfernt. Strafverschärfend für fortgesetzte politische Indolenz kommen drittens dann noch erwartbare Wahlergebnisse in drei ostdeutschen Bundesländern hinzu, die die innenpolitische Lage verwirrend und turbulent machen können, was für die deutsche und europäische Krisenbewältigungskompetenz auch nicht förderlich sein wird.

Zusammengefasst lässt sich eine frappierende Diskrepanz zwischen der vollmundig postulierten »Kriegstüchtigkeit« und der faktisch eher zu verzeichnenden Verteidigungsunfähigkeit feststellen. Nun ist es sozialpsychologisch keine Überraschung, dass Gesellschaften und ihre politischen Klassen am lautesten über das sprechen, was sie nicht haben: deshalb haben Begriffe wie »Innovation«, »Nachhaltigkeit« oder »Werte« seit vielen Jahren Hochkonjunktur in Deutschland. Der Grund dafür ist einfach: Wäre das mit solchen Begriffen Bezeichnete selbstverständlicher Teil gelebter Praxis, bräuchte man nicht darüber zu sprechen. Die Rhetorik schiebt sich gewissermaßen vor das reale Defizit und versucht, es unsichtbar zu machen.

Dass das de facto eine gefährliche Entwicklung ist, liegt darin begründet, dass Wahrnehmungen und Deutungen der Lage auf diese Weise in Richtung des Unrealistischen verzerrt werden. »Wenn Menschen Situationen als real definieren, dann sind diese in ihren Folgen real«, lautete vor mehr als einhundert Jahren das auch heute gültige Diktum von William Thomas dazu. Denn Wahrnehmungen und Deutungen und, wie wir von Wittgenstein gelernt haben, Begriffe, bilden die Entstehungsbedingungen für Entscheidungen und Handlungen und sind daher alles andere als irrelevant, zumal, wenn es um Krieg und Frieden geht. Dabei ist gerade diese spezifische Arena sozialen Handelns in ganz besonderer Weise von Wunschdenken geprägt – ein Umstand, der es Militärs schon oft unmöglich gemacht hat, ihren Regierenden negative Lagebeurteilungen zu vermitteln. Die Geschichte der militärischen Irrtümer legt darüber beredtes Zeugnis ab. Was aber im Fall des Westens besonders frappierend ist: Trotz der ununterbrochenen Kette von Unterschätzungen des jeweiligen Gegners seit dem Koreakrieg und trotz der Kaskade von militärischen Niederlagen von Vietnam bis Afghanistan

geht man surrealerweise immer noch mit der Überzeugung an kriegerische Auseinandersetzungen heran, dass man sie nicht verlieren könne.

#### Der Double-bind-Effekt

In einer Epoche der Verschiebung der geopolitischen Machtbalancen, in der der Westen zunehmend an relativer ökonomischer Macht und kultureller Dominanz verliert, wirkt es besonders bizarr, wenn mit solcher Emphase wie im Fall der postulierten »Kriegstüchtigkeit« auf Gewalt als Mittel der

imaginierten Bedeutung und Macht fest, je weniger sie sich in der globalen Wirklichkeit verwirklichen. Eine solche Täuschung über die eigene Rolle und die eigenen Potenzen kann gerade im Zusammenhang von kriegerischen Auseinandersetzungen verhängnisvoll werden, weil man die eigenen Möglichkeiten über- und die des Gegners unterschätzt. Und in der selbstfokussierten Betrachtung nicht richtig wahrzunehmen in der Lage ist, wie sich auf der anderen Seite sukzessive die Gewichte zu den eigenen Ungunsten verschieben.



Explosions | Bild: Masha Foya

Politik rekurriert wird. Als wäre man nicht schon mal weiter gewesen und als hätte man nicht Jahrzehnte, und zwar durchaus erfolgreich, an der Pazifizierung internationaler Konflikte gearbeitet. Aber die Regression, auch das veranschaulicht die Konjunktur des Begriffs, ist weit schneller als die Progression. Für den Westen führt das zu einem fatalen Double-bind:

Weil er aus der Erfahrung seiner Niederlagen nie eine Lerngeschichte des erfolgreichen Rückzugs gemacht hat, hält er desto verbissener an seiner

Westens hinter sich lassen: den missionarischen Anspruch, den Rest der Welt von der Brillanz und Überlegenheit des westlichen Gesellschaftsmodells überzeugen zu wollen. Diese Mission ist offenbar gescheitert; es wäre daher umso wichtiger, die innere Verfasstheit der offenen Gesellschaft zu verteidigen. Genau das heißt aber etwas anderes, als sich an alten Selbstbildern fest zu tackern und diese mit anachronistischen Begrifflichkeiten aufzurüsten. So etwas kann, wie die Geschichte zeigt, böse enden. ■

Das wäre nicht weiter schlimm, wenn die Kriegsrhetorik nur Folklore bliebe – Trachtengruppen, die Vergangenheiten aufführen, die es nie gegeben hat, schaden ja auch niemandem. Es ist aber dann verhängnisvoll, wenn daraus Wahrnehmungen, Schlussfolgerungen und Handlungen resultieren, die irregeleitet sind – also etwa die eigene Stärke, die eigene Bündnisfähigkeit, die eigene Wirtschaftskraft, die eigenen Handlungsmöglichkeiten überschätzen lassen. Gerade absteigende Nationen oder Staatenbündnisse tun sehr gut daran, ihr Selbstbild gelegentlich zu prüfen und, wo nötig, tieferzulegen.

Gerade wenn man am zivilisatorischen Projekt des demokratischen Rechtsstaats und der offenen Gesellschaft festhalten möchte, das global ersichtlich auf dem Rückzug ist, muss man sich über die veränderte Machtbalance und die eigene Rolle darin Rechenschaft ablegen und den bewussten Rückzug aus der Weltbedeutsamkeit planen. Und damit gleich mal den größten Fehler des